

wissenswert

Magazin der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck



Fairer Handel auf dem Prüfstand

Seite 4



Europa

Forscher untersuchen die Sicherheits- und Verteidigungspolitik der EU.

Seite 8



Parkinson

Den Mechanismen von neurodegenerativen Krankheiten auf der Spur.

Seite 20

tut gut stadtlauf

tut gut

7.5.2011
innsbrucklaeuft.com

27. Innsbrucker Sparkasse Stadtlauf

Dass Rektoren, Dekane, wissenschaftliche MitarbeiterInnen und Studierende nicht nur forschen, lehren und lernen, sondern auch sportlich aktiv sind beweist die Kooperation der Universität Innsbruck mit dem Innsbrucker Sparkasse Stadtlauf.

Die Uniwertung ist fixer Bestandteil von Tirols größtem Lauffest, bei dem für alle Leistungs- und Altersklassen der passende Bewerb zur Auswahl steht:

Vom Sparefroh Familienlauf über die Stadtlaufstaffel (2-3-2-3km) bis zum Hauptlauf über 10 km.

(Übrigens: neben dem tut-gut-Effekt warten heiße Gewinne!)

Und dazu: Livekonzerte, Köstlichkeiten, sportliches Showprogramm, Bewegungsstraße und noch viel mehr! Meld dich an - sei dabei!

www.innsbrucklaeuft.com

Sa, 7.5.2011

Maria-Theresien-Straße (Start und Ziel)
Sparkassenplatz (Bühne und Siegerehrungen)

- 14:00 Begrüßung mit der Tiroler Militärmusik
- 15:00 Sparefroh-Familienlauf (500m)
- 15:15 Schüler- & Jugendläufe (1500-2250m)
- 16:15 Konzert: Saxess (Saxofonquartett)
- 16:45 Showprogramm
- 17:00 Siegerehrung Schüler & Jugend
- 18:00 Hauptlauf (10 km), Team- und Staffellauf, Jedermann/-fraulauf (5 km)
- 19:30 Showprogramm
- 19:45 Siegerehrung Hauptlauf, Team- und Staffellauf, Jedermann/-frau-Lauf
- 20:30 Livekonzert mit „mute?“
poppt rockt grooved!

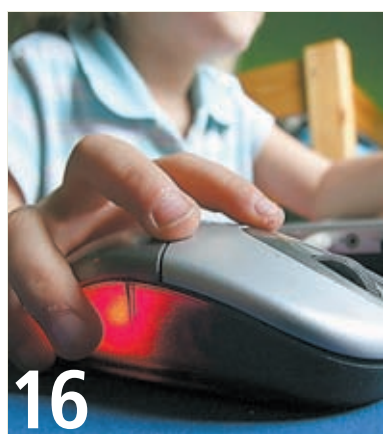




6



12



16

inhalt

APRIL 2011

- 4 In Handel verpackte Spende**
Vom Hinterhofladen in die Reagle der Supermärkte – fair gehandelte Waren finden immer mehr Absatz.
- 6 Bezwingen tausender Scherben**
Silvia Reyer-Völlenklee und Barbara Welte verhelfen archäologischen Funden wieder zu Glanz.
- 8 Interview**
Die Politikwissenschaftlerin Dr. Anja Opitz über die EU-Sicherheits- und Verteidigungspolitik.
- 10 Zwischen Tradition und Moderne**
Obwohl er zu den bedeutendsten Architekten Tirols zählt, ist Willi Stiglers Lebenswerk kaum bekannt.
- 12 Eheverträge**
Bis ins 19. Jahrhundert waren Eheverträge gang und gäbe – nicht zwingend zum Nachteil der Frau.
- 14 Der Weg zum akademischen Grad**
Studierende im zweiten Bildungsweg sind im Studium genauso erfolgreich wie jene mit Matura.
- 16 Moderne Medien**
Den Auswirkungen von Online-Kommunikation auf die deutsche Sprache auf der Spur.
- 18 Mikroorganismen**
Manche mögen es heiß, manche kalt: Archaea sind wahre Überlebenskünstler.
- 20 Spezialforschungsbereich**
Innsbrucker Forscher untersuchen mit Kollegen in Salzburg und Ulm die Ursachen von Parkinson.

editorial



Foto: www.marforabensteiner.com

Liebe Leserin, lieber Leser!

In wenigen Wochen feiert das Institut für Informatik seinen zehnten Geburtstag. Das alleine wäre eigentlich noch nichts Besonderes, wäre nicht die Entstehungsgeschichte ein hervorragendes Beispiel dafür, was eine geglückte Zusammenarbeit zwischen dem Land Tirol und der Universität bewegen kann. Mit einer beherzten Investition in mehrere Stiftungsprofessuren durch das Land und einer ambitionierten Umschichtung von wissenschaftlichen Stellen seitens der Universität ist es hier gelungen, einen bestehenden Mangel auszugleichen und darüber hinaus einen Mehrwert für Region und Uni zu schaffen. Heute arbeiten im Bereich der Informatik weit über hundert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Techniker und Servicemitarbeiter. Besser kann man eigentlich nicht zeigen, was eine gemeinsame Anstrengung von Wissenschaft und Politik bewirken kann. Erfolgversprechende Ansatzpunkte für diese Zusammenarbeit gibt es genug: Das Haus der Physik, das dazu beitragen wird, unser international herausragendes Stärkefeld noch besser zu machen, oder wichtige Verbundprojekte, wie das gemeinsame Mechatronikstudium mit der UMIT oder die Zusammenarbeit mit der Medizinuniversität und dem Kompetenzzentrum oncotyrol im Bereich der Biowissenschaften. Gerade hier konnten wir erst kürzlich einen großen Erfolg einfahren, da uns der Österreichische Wissenschaftsfonds (FWF) einen weiteren Spezialforschungsbereich bewilligt hat, der uns neue Forschungsoptionen eröffnet. Die Grundvoraussetzungen für eine erfolgreiche Zukunft sind also da, wir müssen sie nur richtig zusammenstellen und gemeinsam nutzen.

*Univ.-Prof. Dr. Karlheinz Töchterle
Rektor der Universität Innsbruck*

Impressum

wissenswert – Magazin der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck – 19. April 2011

Gründungs-herausgeber: Komm.-Rat Joseph S. Moser, April 1993 †; Herausgeber: Gesellschafterversammlung der Moser Holding AG; Medieninhaber (Verleger): Schlüsselverlag J. S. Moser Ges. m. b. H.; Hersteller: Intergraphik Ges. m. b. H.; Sonderpublikationen, Leitung: Stefan Fuisz; Redaktionelle Koordination: Eva Fessler, Christa Hofer; Redaktion: Thorsten Behrens, Michaela Darmann, Eva Fessler, Christa Hofer, Stefan Hohenwarter, Birgita Juen, Uwe Steger, Christina Vogt; Covergestaltung: Stephanie Brejla, Catharina Walli, Fotos Titelseite: Fairtrade/Didier Gentilhomme, istockphoto.com, Shutterstock; Fotos Seite 3: Institut für Archäologien/Abteilung Klassische Archäologie, Salzburger Landesarchiv, istockphoto.com. Anschrift für alle: 6020 Innsbruck, Ing.-Ettel-Str. 30, Postfach 578, Tel. 53 54-0, Beilagen-Fax 53 54-3797.

Eine in Handel verpackte Spende

Vom Hinterhofladen in die Regale der Supermärkte und Diskonter – fair gehandelte Waren finden nun auch in breiten Schichten der Bevölkerung Absatz. Ob durch die Kommerzialisierung etwas vom ursprünglichen „Fairtrade“-Gedanken verloren geht, erforscht Jutta Kister am Institut für Geographie derzeit in ihrer Dissertation.



Eine große Auswahl an fair gehandelten Produkten im Supermarkt.

Fotos: Fairtrade Österreich

Seit mehr als 30 Jahren sind fair gehandelte Waren am Markt. Lange Zeit wurden sie als Nischenprodukt der Weltverbesserer belächelt. Jetzt, in Zeiten von Analogkäse und Gammelfleisch, finden sie auch den Weg in die Vorratsschränke der Allgemeinheit.

Es waren vor allem soziale und politische Gründe, aus denen in den späten 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts die Fairtrade-Bewegung in Europa hervorging. Ungerechtigkeiten im Welthandel, bei denen die Produzenten in Afrika, Mittel- und Südamerika weit unter dem Existenzminimum bezahlt wurden, während Zwischenhändler und Einzelhandel in Nordamerika und Europa viel Geld mit den Produkten verdienen, sollten überwunden werden.

Unterschiedliche Wurzeln

„Neben den politischen Unruhen der späten 70er- und 80er-Jahre, beispielsweise in Nicaragua, hatte die Bewegung in den verschiedenen Ländern Europas sehr unterschiedliche Ausgangspunkte für die Solidaritätswelle mit den Ländern der so genannten ‚Dritten Welt‘“, erklärt Jutta Kister, die am Institut für Geographie der Universität Innsbruck gerade an ihrer Dissertation zu dem Thema arbeitet. „Während in den Niederlanden und Groß-

britannien die noch starken Bindungen aus Kolonialzeiten eine große Rolle spielten, war der Faire Handel in Deutschland unter anderem ein Teil der Friedens- und Anti-Atomkraftbewegung.“ In Österreich war die Solidarität mit Menschen aus Entwicklungsländern auch groß, die Zuordnung zu einer politischen Bewegung ist aber schwierig. Ein wichtiger Schritt war hier die Gründung der EZA als Importeur für fair gehandelte Produkte. 1977 wurde in Innsbruck der erste „Dritte Welt Laden“ Österreichs eröffnet. „Für viele war der Einkauf von fair gehandelten Produkten zu der Zeit eine in Handel verpackte Spende“, so Kister.

Professionalisierung

Während die Anfangszeit sehr von Idealismus und ehrenamtlichem Engagement geprägt und der Anteil fairer Waren am Weltmarkt sehr klein war, ist heute ein hoher Grad an Professionalisierung zu sehen.

Einheitliche Siegel steigern die Erkennbarkeit der Produkte, Weltläden haben ein einheitliches Design und Supermarktketten wie

«Dem Konsumenten muss klar werden, welche Macht er durch die Wahl eines Produktes hat.»

Jutta Kister

Spar und Mpreis bieten faire Produkte quer durch die Angebotspalette an. Der Anteil am Weltmarkt nimmt einen spürbaren Wert ein.

Neben der Professionalisierung im Auftreten und in der Vermark-



Ein Kaffee-Bauer aus Costa Rica – Personalisierung schafft Vertrauen.

Fairtrade Österreich

Fairtrade Österreich ist ein gemeinnütziger Verein zur Förderung des Fairen Handels mit Entwicklungsländern. Der Verein betreibt selbst keinen Handel, sondern vergibt das FAIRTRADE-Gütesiegel für zertifizierte Produkte in Österreich, nachdem die Einhaltung der internationalen FAIRTRADE-Standards kontrolliert wurde. Fairtrade Österreich bringt das Produkt-Angebot aus den Entwicklungsländern und die Nachfrage von österreichischen Herstellern zusammen.

zung sieht Kister noch weitere Gründe für die wachsende Verbreitung: „Durch die Lebensmittelkandale der letzten Jahre ist das Qualitätsbewusstsein bei den Verbrauchern gestiegen.“ Neben den regionalen und den biologisch angebauten Produkten profitiert davon auch der Faire Handel. „Im regionalen Handel bekommen die Produzenten ein Gesicht“, so Kister. „Das schafft Vertrauen. Konsumenten sind bereit, dafür mehr Geld auszugeben. Daneben hat Bio den Ruf hoher Qualität.“ Der Faire Handel versucht, beispielsweise durch Vorstellung der Produzenten auf den Verpackungen, beides zu verbinden. Spätestens mit der Einführung einer Eigenmarke für faire Produkte bei Lidl ist das Thema in der breiten Masse angekommen.

Was ist noch fair?

„Das ist auf jeden Fall eine positive Entwicklung“, so Kister. „Gleichzeitig muss man sich angesichts der Nachrichten über Bespitzelungen des Personals bei Lidl fragen, ob das nicht nur eine Feigenblattaktion ist und ob dadurch nicht das hohe Ansehen der Fairtrade-Produkte Schaden nimmt.“

In den sehr strengen Fairtrade-Bestimmungen werden bislang nur die Produktionsbedingungen in den Erzeugerländern geregelt. Vorschriften für die Arbeitsbedingungen in den Absatzländern gibt es hingegen nicht. „Das betrifft nicht nur die Arbeit im Ein-



Fairtrade-Produkte haben ihren Platz im Alltag gefunden.

zelhandel, auch im Transportwesen herrscht ja ein starker Preiskampf, der oft auf dem Rücken der Arbeitnehmer ausgetragen wird“, beschreibt Kister. Außerdem werden viele Fairtrade-Produkte in Europa weiterverarbeitet und in Verarbeitung, Logistik und Einzelhandel liegen sehr große Gewinnmargen. „Bei Keksen sind beispielsweise Backtriebmittel und Konservierungsstoffe enthalten, die nicht unbedingt fair gehandelt sind“, gibt Kister zu bedenken.

In ihrer Doktorarbeit möchte die Diplom-Geographin unter anderem belastbare Daten zur Situation in den Verbraucherländern, vor allem in Österreich und Deutschland, ermitteln, um hier die Diskussion zu fördern, inwiefern der Fairtrade-Gedanke in der gesamten Handelskette vom Produzenten bis zum Verbraucher festgeschrieben werden kann. Daneben soll dem Konsumenten klar gemacht werden, welche Macht er durch die Wahl der Produkte hat. „Nicht der Händler bestimmt, welche Produkte es gibt, sondern der Verbraucher.“

thorsten.behrens@tt.com ■

WEITERE INFORMATIONEN
www.fairtrade.at, www.weltlaeden.at

ZUR PERSON



JUTTA KISTER

Jutta Kister studierte Geographie (Schwerpunkt Entwicklungsforschung) sowie Politikwissenschaft und Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen und Rio de Janeiro (Abschluss 2004). Ab 2005 war sie Referentin für Asien und Globales Lernen bei der Stiftung Entwicklungs-Zusammenarbeit Baden-Württemberg (SEZ), Stuttgart. 2010 folgte das Doktoratsstudium an der Uni Innsbruck. In ihrer Dissertation ist das zentrale Thema die Untersuchung von Macht- und Einfluss-Verschiebungen innerhalb der Wertschöpfungsketten. Hierzu sollen die Wertschöpfungsketten einzelner Produkte exemplarisch untersucht und aus wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten bewertet werden.

Die Bezwingen der tausend Scherben

Die archäologischen Grabungen der Universität Innsbruck bringen ganz unterschiedliche Funde zutage. Ob Keramik, Bronze oder Eisen – sie alle benötigen behutsame Restaurierung in der eigenen Werkstatt.



In ihre Hände gelangt, was vor tausenden von Jahren im Erdreich verschwand. Silvia Reyer-Völlenklee und Barbara Welte verhelfen archäologischen Funden wieder zu Glanz.

Mehr als 2500 Jahre lag die kleine Statuette aus Ton tief in der Erde vergraben ganz im Süden Italiens, einem Landstrich, der damals griechische Kolonie war. Dann stießen die Archäologen auf das zerbrochene Votiv. Seitdem darf er wieder ans Tageslicht und seine Brüche heilten die Restauratorinnen mit einem speziellen Kleber.

Wie Phönix aus der Asche

Wie der kleinen Statuette ergeht es vielen Fundstücken, die jedes Jahr in der Restaurierungswerkstatt landen. Zahlreiche Grabungen im In- und Ausland geben immer neue Fundstücke preis, nicht selten in miserablen Zustand. Um sie richtig zu deuten, müssen sie gesäubert, gefestigt, geklebt und oft ergänzt werden. Was bei Keramikfunden noch relativ einfach zu machen ist, erweist sich bei Metallfunden als weitaus schwieriger. Sie weisen oft starke Korrosionsschäden auf und würden sofort zerfallen, wenn man sie aus dem umgebenden Erdreich herauslösen würde. In diesen Fällen ist Millimeterarbeit gefragt. Schicht für Schicht tragen Silvia Reyer-Völlenklee und Barbara Welte dann die Erde ab, müssen manchmal sogar den Fund samt Erde zunächst mit speziellen Mitteln festigen, um dann die obersten Schichten wieder vorsichtig anzulösen und so das Fundstück schließlich freizulegen.



Aus Ascoli Satriano stammt diese apulisch-rotfigurige Keramik. Sie datiert in die zweite Hälfte des 4. Jh. v. Chr. Das untere Bild zeigt den Fundzustand, das obere Bild die restaurierten Keramiken. F. oben: Saverio.Simone, Ascoli S.

Doch wozu der ganze Aufwand? Schließlich landet ein Großteil der archäologischen Zeugnisse nicht in gut ausgeleuchteten Vitrinen im Museum, sondern verschwindet, in Kisten verstaut, im Depot. „Die Restaurierung ist wichtig, da die Wissenschaft ohne sie nicht in dem Maß forschen kann, wie es mit restaurierten Objekten möglich ist. Viele Informationen werden erst durch die Restaurierung sichtbar gemacht“, erklärt Silvia



«Sehr viele Informationen über ein Fundstück werden erst durch die Restaurierung sichtbar gemacht.»

Silvia Reyer-Völlenklee

Reyer-Völlenklee. Es geht also nicht in erster Linie darum, die Funde für Ausstellungen herzurichten, sondern ihnen möglichst viel verwertbare Informationen zu entlocken.

In der Restaurierungswerkstatt in Innsbruck landen die Funde der inländischen Grabungen wie Aguntum, Biberwier oder Strad. Eisenfunde werden vor jeder weiteren Restaurierung mittels der Sulfitreduktionsmethode stabilisiert, um weitere Korrosion zu verhindern. Diese aufwändige Behandlung kann bis zu zwei Jahre dauern. Weniger Wartezeit kann man bei Keramikfunden einplanen. Sie werden gefestigt und

können dann geklebt und ergänzt werden. Oberstes Gebot bei allen Arbeiten ist die Verwendung von reversiblen Restaurierungsmaterialien: Kleber, Festiger und Ergänzungsmaterial müssen leicht wieder lösbar sein.

Restaurieren im Ausland

Das Institut betreut auch Grabungen im Ausland: In Ascoli Satriano (Apulien) und Policoro (Basilikata) finden jährlich im September vierwöchige Grabungskampagnen statt. „Die Funde dieser Grabungen müssen im Land bleiben“, berichtet Barbara Welte. Sie werden dann vor Ort restauriert.

Für den Erhaltungszustand eines Objekts spielen die Umstände der Lagerung im Erdreich eine große Rolle. „In Policoro haben wir viele Eisenfunde, die in sehr schlechtem Zustand sind“, erläutert Welte. Da es sich um ein ehemaliges Quellheiligtum handelt, das noch heute von zahlreichen unterirdischen Wasserläufen durchzogen ist, erklärt sich der schlechte Zustand durch die feuchte Lagerung während der letzten zwei Jahrtausende.



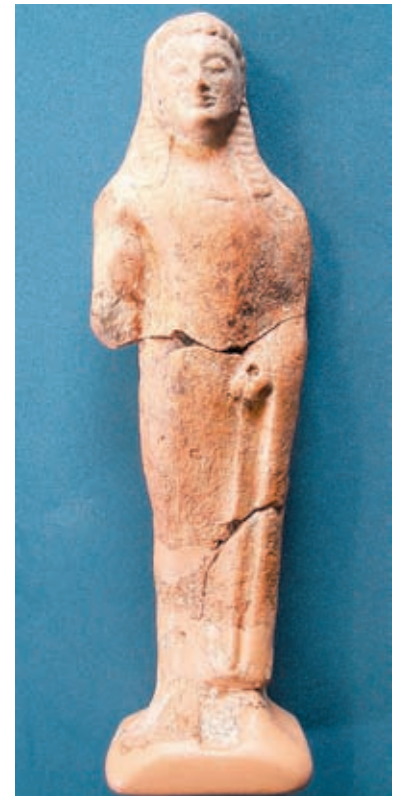
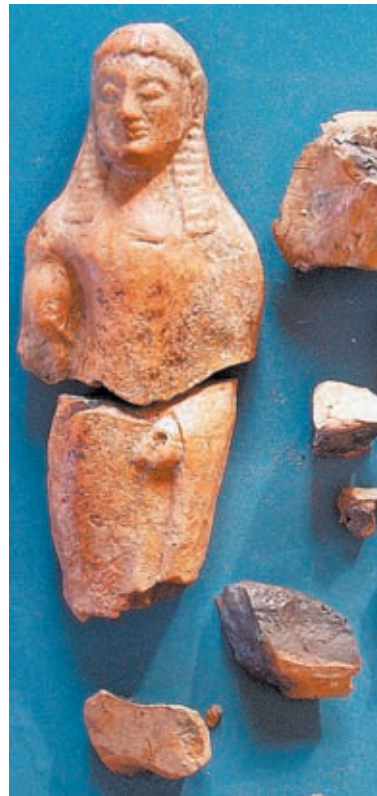
«Die Funde im Ausland dürfen nicht außer Landes gebracht werden. Daher restaurieren wir sie vor Ort.»

Barbara Welte

In Ascoli Satriano restauriert Silvia Reyer-Völlenklee die Grabungsfunde. Hier stießen die Forscher in den vergangenen Jahren auf eine Reihe gut ausgestatteter Gräber. Funde aus einem dieser Gräber stehen heuer nicht nur im Dienste der Wissenschaft – sie werden in einer Ausstellung im neuen Museum von Ascoli der Öffentlichkeit präsentiert.

christina.vogt@tt.com ■

WEITERE INFORMATIONEN
www.uibk.ac.at/klassische-archaeologie/Institut/Restaurierung



Oben: Eine kleine, zirka zwölf Zentimeter hohe, männliche Statuette aus dem 6. Jahrhundert vor Christus bargen die Archäologen im süditalienischen Policoro. Die Restauratorinnen reinigten und festigten die Bruchteile. Schließlich setzten sie diese wieder zusammen und ergänzten kleine Fehlstellen mit Gips (o. r.).

Unten: Bei einer Grabung an der Via Claudia Augusta fanden die Forscher einen römischen Helm. Nach aufwändiger Restaurierung wurde er wieder zusammengefügt und erstrahlt in alter Pracht (l.).

Fotos: Uni Innsbruck, Institut für Archäologien, Abteilung Klassische Archäologie



Video online

Die Universität möchte auch die weniger bekannten universitären Einrichtungen einem breiten Publikum vorstellen. Dazu wird unter anderem ein Video zur Arbeit der Restaurierungswerkstatt in Kürze online abrufbar sein. Auf der Website der Universität www.uibk.ac.at ist es unter dem Menüpunkt „ipoint“ zu finden.

Mehr Mut zu europäischem Denken

Dr. Anja Opitz vom Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck im Gespräch über die großen, teilweise noch ungenutzten Potenziale in der Sicherheits- und Verteidigungspolitik der Europäischen Union.

Die EU definiert sich selbst als global agierende Friedensmacht. Bei Hilfestellungen im Aufbau demokratischer Strukturen spielen v. a. zivile Operationen eine wichtige Rolle.

Wodurch zeichnet sich die Sicherheits- und Verteidigungspolitik der EU aus?

Anja Opitz: Die Europäische Union führte bislang wesentlich mehr zivile als militärische Operationen durch. Damit standen friedensstiftende Maßnahmen

und der Aufbau staatlicher Strukturen im Mittelpunkt. Neben militärischen Zielen sieht die EU ihre Aufgabe darin, durch zivile Hilfestellungen im Rahmen der GSVP (siehe Box) langfristig friedenserhaltend tätig zu sein. Sie arbeitet multilateral und agiert ganz

bewusst zivil-militärisch, wie z. B. in Bosnien und Herzegowina. Die Besonderheit der GSVP liegt darin, dass jeder Mitgliedsstaat souverän entscheiden kann, ob er an einer Operation teilnehmen möchte oder nicht.

Ist dieses Konzept erfolgreich?



Beim Aufbau demokratischer Strukturen könnte die EU ein wichtiger Partner sein.

Fotos: istockphoto.com (2); Universität Innsbruck



Hilfe im zivil-militärischen Bereich ist eine der zentralen Aufgaben der EU.

Opitz: Tatsache ist, dass noch immer ein großer Nachholbedarf gegeben ist. So herrscht z.B. im zivilen Bereich ein Mangel an Einsatzkräften. Wichtig wäre, dass die Mitglieder ihre Fähigkeiten harmonisieren und Synergieeffekte schaffen. Das ist allerdings nur dann möglich, wenn nationale Interessen zurückgesteckt und europäische Ziele in den Vordergrund gerückt werden. Nur so könnte das große Potenzial der EU im Bereich der Außenpolitik auch effektiv genutzt werden.

Europäisches Denken

Wird sich von nationalstaatlicher Seite ein „europäisches“ Denken durchsetzen?

Opitz: Die Notwendigkeit dafür ergibt sich allein schon aus budgetären Gründen, da das Nutzen

von Synergieeffekten natürlich auch Kosten spart. Abhängig ist das Bekenntnis zur EU aber letztlich von den Regierungen. Hier ist der Haken für die EU: Meist stehen nationalstaatliche Interessen im Vordergrund, die den Aufbau einer effektiven Sicherheits- und Verteidigungspolitik erschweren.

Könnte die Einführung von Berufsheeren zu einem geeinteren Europa führen?

Opitz: Die Entscheidung für ein Berufsheer würde in jedem Fall zu einer stärkeren Auseinandersetzung mit der Frage führen, welche Rolle die nationale Armee im Verbund der EU einnehmen soll. Ein Staat könnte sich auf einen bestimmten Bereich spezialisieren und die Ressourcen der gesamten Union zur Verfügung stellen. Das geschieht bis dato kaum, daher ist

ein effizientes und zielorientiertes Handeln momentan schwierig.

Keine Geschlossenheit

Wie bewerten Sie das Verhalten der EU angesichts der jüngsten Ereignisse in Nordafrika?

Opitz: Theoretisch hätte die EU das Potenzial als echter Partner für die Länder Nordafrikas zu agieren und im Demokratisierungsprozess hilfestellend tätig zu sein. Hier zeigt sich aber ein Defizit der EU deutlich: Es gibt keine Geschlossenheit und damit keine einheitliche Strategie. Die EU ist somit nicht handlungsfähig und hat es noch nicht geschafft, ihr großes Potenzial zu bündeln, um souverän agieren zu können. Wünschenswert wäre, dass die EU als globaler Partner für andere Länder tätig wird und Ziele

umsetzt, die etwa in der Europäischen Sicherheitsstrategie schon lang vorhanden sind.

Lässt sich aus dieser Zurückhaltung auch der Unmut gegenüber der EU in vielen Mitgliedsstaaten erklären?

Opitz: Die EU ist mit zahlreichen innen- und außenpolitischen Aufgaben konfrontiert. Tatsache ist aber leider, dass viele Politiker gerade in Zeiten nationaler Wahlen eine künstliche Distanz gegenüber der „EU da oben“ aufzubauen versuchen. Diese Aussagen sind aber ungerechtfertigt, denn jedes Regierungsmitglied eines Mitgliedstaates hat automatisch auch eine Funktion in der EU. Es liegt daher in der Verantwortung eines jeden Politikers, den europäischen Gedanken zu transportieren. Als Einzelkämpfer ist man immer schwächer als im Verbund, das hat die Wirtschaftskrise eindrucksvoll gezeigt. Die EU hat eine globale Verantwortung, deren Umsetzung nur durch ein stärkeres europäisches Denken gewährleistet werden kann.

melanie.bartos@uibk.ac.at

ZUR PERSON



ANJA OPITZ

Dr. Anja Opitz studierte Politikwissenschaft, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an der Universität Passau. Derzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Assistentin (Post Doc) am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck. Sie lehrt im Fachbereich Europäische Integration und forscht zur Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik der EU. Ihre Dissertation hat sie zum Thema „Politische Vision oder praktische Option? Herausforderungen zivil-militärischen Zusammenwirkens im Rahmen eines integrierten Krisenmanagementansatzes der GSVP“ verfasst.

Prinzipien der Europäischen Union

Die Gemeinsame Sicherheits- und Verteidigungspolitik (GSVP) der EU ist integraler Bestandteil der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) und umfasst als solche das operative außenpolitische Handeln der Europäischen Union. Dieses beruht auf drei Prinzipien, welche durch die Europäische Sicherheitsstrategie (ESS) definiert werden: Die EU

möchte präventiv handeln, also bevor eine Krise eintritt. Dabei verfolgt sie eine integrative Außenpolitik, die alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel koordiniert und umfassend einsetzt. Dies soll durch eine enge Zusammenarbeit mit anderen internationalen Organisationen erreicht werden.

Zivil-militärisches Zusammenwirken: Eine besondere Stärke der EU ist das Vorhandensein einer großen Bandbreite an zivilen und militärischen Instru-

menten. Im Rahmen der GSVP werden durch die Krisenmanagementaufgaben unter anderem gemeinsame Abrüstungsmaßnahmen, militärische Beratungs- und Assistenzaufgaben, aber auch humanitäre Aufgaben und Rettungseinsätze durchgeführt. Der Begriff zivil-militärisches Zusammenwirken befasst sich mit dieser Schnittstelle der Zusammenarbeit zwischen militärischen und zivilen Kräften, um effektiv und nachhaltig zur Bewältigung globaler Konflikte beitragen zu können.

Architektur zwischen Tradition und Moderne

Obwohl er zu den bedeutendsten Architekten der Tiroler Moderne zählt, ist Willi Stiglers Lebenswerk nahezu in Vergessenheit geraten. Architekturhistorikerin Juliane Mayer will seine Arbeiten wieder ins Bewusstsein bringen.



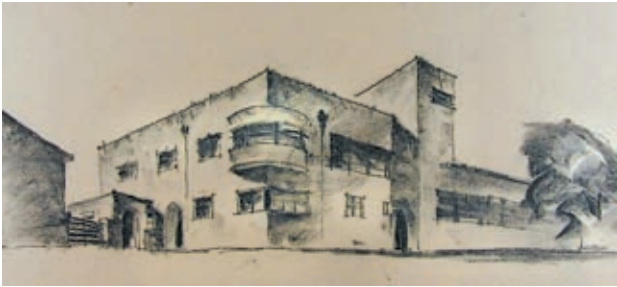
Viele Bauten in Tirol blicken auf eine lange Geschichte zurück. Wie jene Wilhelm Stiglers, dessen Hauptwerk in den 1930er-Jahren eine Auseinandersetzung mit den internationalen Strömungen der modernen Architektur genauso wie mit der regionalen heimischen Bautradition verrät.

Wer einen Blick ins Innere des Mehrfamilienhauses in der Erzherzog-Eugen-Straße 7 im Innsbrucker Sagggen wirft, wird überrascht sein. Denn das Stiegenhaus, das sich die fünf Geschosse des 1931 erbauten Hauses schneckenförmig hinaufschlingelt, scheint frei im Raum zu schweben. Auch die im Treppenauge abgehängten Leuchten im Stil des Neuen Bauens wecken Assoziationen mit internationaler Großstadtarchitektur, obwohl das Gebäude ansonsten im Sinne einer gemäßigten Moderne eher schlicht gehalten ist. Nur die wenigsten wissen, aus welcher Feder der Entwurf dieses beeindruckenden Stiegenhauses stammt – von Wilhelm Stigler, der 1903 bis 1976 lebte und neben Lois Welzenbacher, Clemens Holzmeister oder Franz Baumann einer der bedeutendsten Architekten des 20. Jahrhunderts in Tirol war.

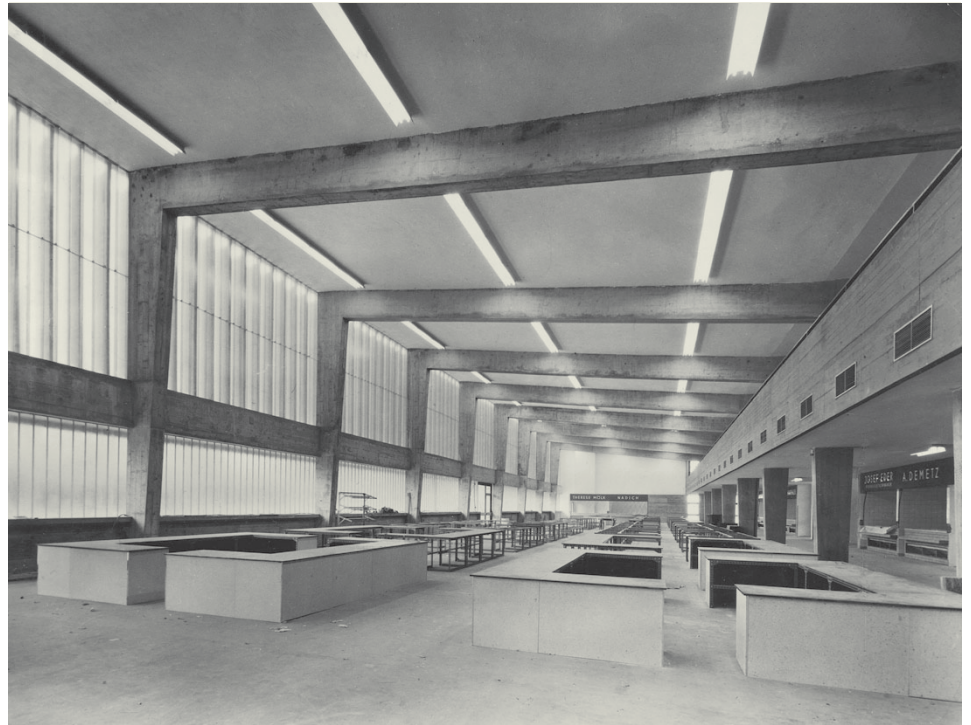
Konträre Entwürfe

„Willi Stigler gilt als wichtiger Vertreter der zweiten Generation der Tiroler Moderne, genauer gesagt der Tiroler Architektur der Zwischenkriegszeit“, erklärt Juliane Mayer, die am Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmal-

Bei seinen Entwürfen wie diesem Stiegenhaus im Innsbrucker Sagggen orientierte sich Stigler deutlich an internationaler Großstadtarchitektur, die er sensibel an den Innsbrucker Maßstab anpasste. Fotos: Archiv für Baukunst Innsbruck



Zwei Projekte von W. Stigler (u.r.): die Schafwollwarenfabrik Baur-Foradori (o.) und die Theresienkirche auf der Hungerburg.



Bei der Innsbrucker Markthalle von Willi Stigler handelt es sich um ein bedeutendes Bauwerk der österreichischen Nachkriegsmoderne.

Fotos: Archiv für Baukunst Innsbruck

pflege der Universität Innsbruck das Lebenswerk Stiglers im Rahmen ihrer Dissertation aufarbeitet. Diese eigenständige Architekturentwicklung in den 1920er- und 1930er-Jahren zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl heimischer Architekten darum bemüht war, moderne Architekturströmungen in das sehr traditionsbewusste und konservative Umfeld Tirols zu holen. Einer davon war Wilhelm Stigler, der für die Architekturhistorikerin von besonderem Interesse ist: „Stiglers Nachlass ist komplett erhalten, von der kleinsten Skizze bis zum Polierplan. Das ist ideal, um das Werk eines Tiroler Architekten der Zwischenkriegszeit ganz genau zu analysieren.“ Und zwar in zweierlei Hinsicht, denn Stiglers Werk weist nicht nur moderne Aspekte, sondern auch sehr bodenständige bzw. traditionelle Entwürfe auf.

Diese zum Teil widersprüchlichen Entwurfshaltungen sind keineswegs untypisch für das Umfeld Stiglers. Bei allen Architekten der Tiroler Moderne finden sich internationaler Stil und traditionelles Bauen gleichermaßen, oft gehen jedoch Elemente wie Fensterband und Erker eine zum Teil skurrile, aber durchaus gelungene und eigenständige Synthese im Sinne einer gemäßigten regionalen Moderne ein. „Das ist, denke ich, der größte Verdienst von Stiglers Ar-

beit und anderen Vertretern der Tiroler Moderne“, betont die Expertin: „Sich an moderner Architektur zu orientieren. Gleichzeitig aber auch zu versuchen, diese Bauwerke auf sensible Weise mit

„Mit der Architektur der Zwischenkriegszeit ist man z.T. sehr unsensibel verfahren. Wir wollen zeigen, dass viele dieser Bauwerke unbedingt erhaltenswert sind.“

Juliane Mayer

regionaler Baukultur und der Topographie in Einklang zu bringen.“ Letzteres komme etwa in der Villa Pischl zum Ausdruck, die von Stigler in den Jahren 1936/37 entworfen wurde und sich durch ihren geschwungenen Grundriss perfekt in die alpine Umgebung auf der Hungerburg einfügt.

Bewusstsein schaffen

Grundsätzlich nimmt das Thema Landhaus und Villa eine wichtige Stellung bei Stigler ein. Aber auch städtische Projekte sowie gewerbliche Bauten wurden in den 1930er-Jahren von ihm geplant und umgesetzt. Obwohl das Werk Stiglers mehr als 600 Bauten und Projekte umfasst, ist das umfangreiche Gesamtwerk in der Bevölkerung nahezu in Ver-

gessenheit geraten. Ein Grund dafür könnte sein, dass gerade seine spektakulärsten Projekte wie die Wagnersche Universitätsbuchdruckerei in Innsbruck oder die Theresienkirche auf der Hungerburg nicht zur Ausführung kamen. „Aus irgendwelchen Gründen hat er es nie geschafft, Bauwerke, die heute noch im kollektiven Bewusstsein sind, zur Umsetzung zu bringen“, bestätigt Mayer. „Sein Schwerpunkt lag im Wohnhausbereich und damit fällt man natürlich nicht so sehr auf wie etwa Lois Welzenbacher mit dem Adambräu.“

Die Bedeutung Willi Stiglers als wichtigem Architekten der Tiroler Moderne will Mayer durch ihr Forschungsprojekt ins Bewusstsein bringen. Gleichzeitig soll durch die Erforschung und Analyse seiner Werke versucht werden, bestandschonende Sanierungs- und Umnutzungskonzepte für noch bestehende Bauten zu entwickeln bzw. diese vor dem Abriss zu bewahren. Ein aktuelles Beispiel dafür ist die Innsbrucker Markthalle, bei der es sich um eines der bedeutendsten Bauwerke Stiglers der österreichischen Nachkriegsmoderne handelt. „Eine Studie am Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmalpflege hat ergeben, dass dieses Gebäude unbedingt erhaltenswert ist. Ob das gelingt, wissen wir allerdings noch nicht.“

michaela.darmann@tt.com ■

ZUR PERSON



Foto: die Fotografen

JULIANE MAYER

Juliane Mayer studierte Kunstgeschichte und Architektur an der LMU sowie der TU München. Seit 2001 ist sie als Universitätsassistentin am Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmalpflege der Universität Innsbruck in Forschung und Lehre tätig. Ihre Schwerpunkte sind die Architektur- und Baugeschichte des 20. Jahrhunderts, wissenschaftliche Projekte im Bereich der Historischen Bauforschung und zu verschiedenen Fragestellungen im Umgang mit historischer Bausubstanz. Derzeit bearbeitet sie die Werkmonographie Willi Stiglers sen. im Rahmen ihrer Dissertation.

Keine Hochzeit ohne Ehevertrag

Bis ins 19. Jahrhundert waren Eheverträge gang und gäbe. Die finanzielle Stellung der Frau war dadurch in der so genannten „Vormoderne“ zum Teil besser als später.



Erste Seite des Heiratsvertrags zwischen dem Salzburger Schneidermeister Joseph Prandstätter und Magdalena Wirstin von 1766. Mehr zu Heiratsverträgen aus der Vormoderne findet sich im Ende 2010 erschienenen Buch „Aushandeln von Ehe“.

Quelle: Salzburger Landesarchiv

„Der Mann ist das Haupt der Familie.“ So wurde das Verhältnis zwischen Mann und Frau in der Familie ab 1812 laut Paragraf 91 des neuen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB) geregelt. Davor bestimmten unter anderem Eheverträge dieses Verhältnis, und das nicht zwingend zum Nachteil der Frau.

Im „Heuraths Vertrag“ zwischen dem Innsbrucker Magistratsbediensteten Martin Tschurtschenthaler und Josepha Penz von 1806 sicherte der Bräutigam seiner zukünftigen Braut im Falle seines Todes neben einer Witwenpension Quartier „im ersten Stok mit Keller und Holzlege“ zu, außerdem „hat Selbe freien Aus und Eingang in den Garten, und was Selbe an Kräutlerwerk und Obst zu Ihrer Haus-Wirthschaft bedarf, ist Selber unentgeltlich und ohne Wieder Rede aus dem Garten zu verabfolgen“. In Eheverträgen festgehaltene Regelungen wie diese waren vor der Einführung des ABGB – das übrigens erst in den 1970er-Jahren im Sinne der Gleichberechtigung reformiert wurde – die Regel. Erst durch spätere Vorstellungen von romantischer Liebe und der ab 1812 klaren Rollendefinition von Mann und Frau in der Ehe wurden sie seltener, was in einigen Fällen zu einer Verschlechterung der güterrechtlichen Stellung der Frau führte. „Besonders im bäuerlichen Umfeld gab es unglaubliche Widerstände gegen das ABGB. Familien- und eherechtlich war die so

genannte ‚Vormoderne‘ nämlich bereits um einiges weiter“, erläutert Prof. Gunda Barth-Scalmani, Historikerin an der Universität Innsbruck. Das belegen zahlreiche Eheverträge aus der Zeit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, die Gunda Barth-Scalmani zusammen mit drei Kolleginnen unter anderem hinsichtlich ihrer praktischen Bedeutung für das Verhältnis zwischen Mann und Frau untersucht hat. Der Raum Altirols ist etwa ein Gebiet, in dem die Verbesserungen der güterrechtlichen Stellung der Frau bereits durch das Josephinische Gesetzbuch und dann durch das ABGB zum Tragen kamen.

Ehevertrag als Regel

„Heute haftet Eheverträgen fast ein Geruch von Unanständigkeit an“, sagt Gunda Barth-Scalmani. Eheverträge erfüllten aber über lange Zeit einen klaren Zweck: Güterrechtliche Interessen, die natürlich auch damals bei jeder Eheschließung eine Rolle spielten, wurden im Vorfeld geklärt – auch und besonders für den Fall des Todes eines der Ehepartner. Die Historikerinnen Gunda Barth-Scalmani, Margareth Lanzinger, Ellinor Forster und Gertrude Langer-Ostrawsky haben in vier Detailstudien Heiratsverträge aus vier unterschiedlichen Gebieten mit vor dem ABGB noch unter-



«Die Stellung der Frau war nicht von vornherein schlechter als die des Mannes.»

Gunda Barth-Scalmani Foto: Uni Innsbruck

schiedlichen Rechtslagen untersucht: den Bereich des Stadt- und Landrechts um und in Innsbruck, die Stadt Salzburg, die Südtiroler Gerichte Innichen und Welsberg und ausgewählte niederösterreichische Herrschaften. „Wir haben hier eine breite Mischung aus ländlich und bäuerlich geprägten



Die Braut firmierte mit Unterschrift und Siegel den Ehevertrag, hier Magdalena Wirstin 1766, der in diesem Fall der Stadtgerichtsvorsteher zugleich als Zeuge beistand.

Quelle: Salzburger Landesarchiv

Gegenden einerseits und städtischen Gebieten andererseits, in denen wir vor allem Materialien des wirtschaftlich heterogenen Bürgertums untersuchen konnten“, erklärt Gunda Barth-Scalmani. Der daraus resultierende Sammelband „Aushandeln von Ehe“ ist Ende 2010 im Böhlau-Verlag in der Reihe „L’Homme: Archiv“ erschienen.

Hauptthema der Eheverträge war, wie meist auch heute noch, die Aufteilung von gemeinsamem ererbtem und vor der Ehe vorhandenem Vermögen nach dem Tod eines der Ehepartner. „Als grobe Linie haben wir festgestellt, dass in Salzburg und in Niederösterreich eher Gütergemeinschaft vorherrschte und in Tirol vor allem Gütertrennung“, erläutert Gunda Barth-Scalmani. Das hatte teils weitreichende Auswirkungen: Bei vereinbarter Gütertrennung fiel das Vermögen eines verstorbenen Ehepartners meist, je nach Vereinbarung, an die eigene überlebende Verwandtschaft oder an die Kinder, nicht an die Witwe oder den Witwer. Umgekehrt sah Gütergemeinschaft meist auch die Fortführung eines gemeinsamen Geschäfts durch den überlebenden Partner vor. Darüber hinaus gab es auch Mischformen:

Manche Vermögensteile blieben in der Ehe getrennt, Frauen behielten hier die Verfügung, andere Dinge waren gemeinschaftlich geregelt. Eheverträge waren häufig auch generationenübergreifend ausgelegt und beinhalteten Vorkehrungen für die Eltern der Ehepartner und künftige Kinder des Paares.

Ehepaar als Arbeitspaar

„Damals herrschte ganz massiv die Vorstellung vor, dass ein Ehepaar auch immer ein ‚Arbeitspaar‘ ist“, sagt Gunda Barth-Scalmani: „Genauso, wie das Paar nur gemeinsam funktioniert, funktioniert auch die Arbeit im Geschäft oder am Bauernhof nur gemeinsam.“ Diese Vorstellung trat im Lauf des 19. Jahrhunderts in den Hintergrund, auch durch Einführung des ABGB: Die strikte Trennung von Arbeits- und Privatleben brachte getrennte Sphären mit sich – und hier war die Arbeit Männersache, während Frauen die private Sphäre und damit den Haushalt überhatten. „Diese Trennung der Lebensbereiche war bei Inkrafttreten des ABGB als Lebensform in der absoluten Minderheit“, erklärt Gunda Barth-Scalmani. „Erst später hat sich diese im ABGB festgeschriebene Vorstellung bis in ein-

zelne Familien hinein verfestigt.“

Die Vorstellung der „Arbeitsgemeinschaft“ mit Vorkehrungen auch für die Elterngeneration ist vor allem in der Landwirtschaft noch heute vorhanden: Bei Übernahme eines Bauernhofs durch den Sohn oder die Tochter sind immer die Eltern im Blick, so genannte „Austraghäuser“ als Altersunterkunft gibt es häufig. „Nicht zuletzt aufgrund dieser sehr langen Tradition waren 1812 die Widerstände gegen das ABGB im bäuerlichen Umfeld am stärksten“, erklärt Gunda Barth-Scalmani. Die alten Eheverträge kennen zudem den Begriff des gemeinsamen „Erhausens“, in dem sich das Verständnis der Arbeitsgemeinschaft widerspiegelt: Das gemeinsam Geschaffene gehört beiden Ehepartnern und beide haben ein Anrecht darauf. „Die Stellung der Frau war nicht von vornherein schlechter als die des Mannes, so wie es später der Fall war“, erklärt Gunda Barth-Scalmani. „Die Stellung in der Ehe war viel stärker von der wirtschaftlichen Lage der Braut und weniger vom Geschlecht abhängig.“

stefan.hohenwarter@uibk.ac.at

WEITERE INFORMATIONEN
<http://bit.ly/hezPZq>

Der steinige Weg zum akademischen Grad

Studierende, die im zweiten Bildungsweg an die Hochschulen kommen, sind im Studium genauso erfolgreich wie jene mit Reifeprüfung. Und das, obwohl sie finanziell, beruflich und familiär stärker belastet sind.



Der Weg zum akademischen Grad ist nicht immer eine Gerade.

Fotos: Shutterstock, Florian Schneider, Photo-Graphics Hillinger

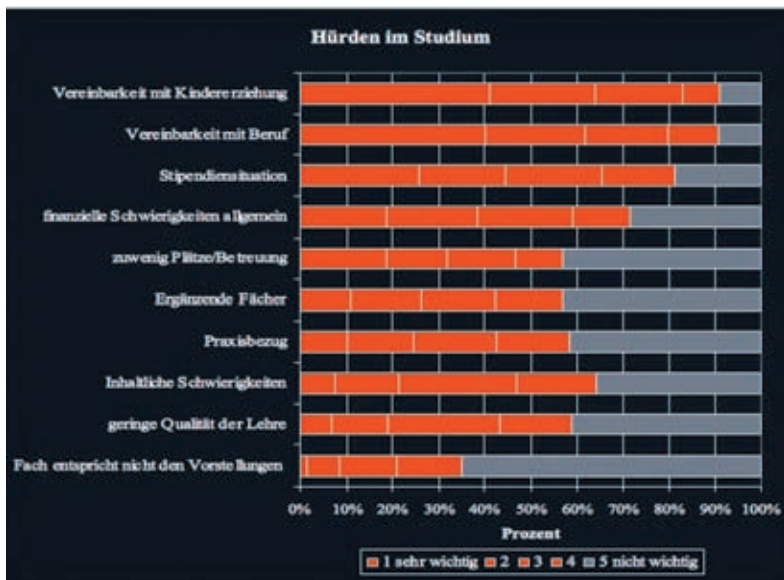
Es ist nicht der Lernstoff, mit dem sich die Studierenden „ohne Matura“ besonders plagen. Zeitliche Unvereinbarkeiten und Geldsorgen machen ihnen das Studentenleben schwer.

Sie dürften eine ganz besonders fleißige und zielstrebige Gruppe sein, die Hochschüler mit Studienberechtigungs- oder Berufsreifeprüfung. Einer wissenschaftlichen Untersuchung des Innsbrucker Institutes für Soziologie zufolge studieren sie genauso erfolgreich wie ihre Kommilitonen mit der Matura in der Tasche. Was die Abschlüsse betrifft, liegen beide Gruppen in etwa gleich auf. Besonders erstaunlich ist dies, weil 84 Prozent der Studierenden mit alternativer Zulassung berufstätig sind (43 Prozent ganztags) und ein Drittel bereits Kinder hat.

Organisatorische Hürden

Die Studie „Vom Pflegehelfer zum Primar“ war von der Arbeiterkammer in Auftrag gegeben worden. An der Onlinebefragung 2010 mit qualitativen Interviews nahmen 576 Studierende und AbsolventInnen aller sieben Tiroler Hochschulen teil. Die Befragten hatten Berufsreife oder Studienberechtigung, eine kleine Gruppe hatte eine Zusatzprüfung für eine Fachhochschule absolviert. An der Universität Innsbruck hatten 2008/09 fast fünf Prozent (1133) der Studierenden keine Matura.

Als Autoren der Studie waren Helmut Staubmann und Katharina Meusburger der Frage nachgegangen, wie es den Studierenden im zweiten Bildungsweg auf dem



Die größten Schwierigkeiten eines Studiums im zweiten Bildungsweg liegen in Mehrfachbelastungen und leerem Geldbeutel. Für insgesamt 21 Prozent waren die Probleme so groß, dass sie an einen Studienabbruch dachten.

Grafik: Meusburger/Staubmann

Weg zur Hochschule bzw. während des Studiums ergeht, mit welchen Hürden sie konfrontiert sind und welche Verbesserungen möglich wären. Dabei trat klar zutage, dass die Vereinbarkeit von Kindererziehung und Beruf mit dem Studium von jeweils über 60 Prozent der Befragten als größte Hürde betrachtet wird. Für Meusburger und Staubmann kämen E-learning, über Internet zu verfolgende Vorlesungen oder die Verlegung von Pflichtveranstaltungen auf den späten Nachmittag gerade mehrfachbelasteten Studierenden entgegen. Neben den familiären und beruflichen

Verpflichtungen wogen für die Befragten eindeutig die finanziellen Nöte am schwersten. Geldsorgen betrafen AnwärterInnen und Studierende gleichermaßen, von großen oder sehr großen Engpässen berichteten 38 bzw. etwas über 40 Prozent. Zwei Drittel der Studierenden bezogen Stipendien, in vielen Fällen halfen Eltern oder Partner über die monetäre Notlage hinweg.

Erhebliche Kosten

Apropos Finanzen: Da Vorbereitungskurse für die Zulassungsprüfungen erhebliche Kosten verursachen können, wurde auch

ständig. Vorbereitungslehrgänge bietet das BFI Tirol an.

Mit der Berufsreifeprüfung erhält der Absolvent eine der Matura gleichwertige Zugangsberechtigung zu weiterführenden Bildungseinrichtungen. Als Voraussetzung gilt eine bestimmte Vorbildung. Es müssen mehrstündige mündliche und schriftliche Teilprüfungen in Deutsch, Mathematik, einer lebenden Fremdsprache und einem Fachbereich abgelegt werden. Die Vorbereitung erfolgt im Selbst- oder Fernstudium sowie durch Kurse (BFI, WIFI, Maturaschulen usw.). In Tirol nehmen acht Schulen eine BRP ab.

Ohne Matura an die Universität

Die Studienberechtigungsprüfung öffnet den Zugang zu einer Studienrichtungsgruppe. Voraussetzung ist u. a. eine Vorbildung, die über die Schulpflicht hinausgeht. Der Kandidat muss einen Aufsatz in Deutsch verfassen sowie höchstens drei Prüfungen in Pflichtfächern und in mindestens einem Wahlfach absolvieren. Der Lernstoff, der grundsätzlich im Selbststudium erarbeitet wird, orientiert sich inhaltlich am Wunschstudium. An der Universität Innsbruck ist die Studienabteilung für Anträge zu-

deren Qualität nachgefragt. Die Meinungen gingen hierzu stark auseinander: 15 Prozent der Befragten waren sehr zufrieden, zwölf Prozent konnten sich nur zu einem „Genügend“ durchringen.

Wer sich für den zweiten Bildungsweg interessiert, braucht gute Nerven, um die richtigen Informationen und Anlaufstellen zu finden. Hier erkennen Meusburger und Staubmann dringenden Handlungsbedarf, denn Informationsbeschaffung und Bürokratie wurden von einem Viertel der Betroffenen als wahre Hürde erlebt. Klare Zuständigkeiten und kompetente Ansprechstellen könnten den Zugang zum zweiten Bildungsweg erleichtern, meinen die Autoren. Zu denken gibt, dass der Lernstoff für die Zulassungsprüfungen hingegen nur 16 Prozent der Befragten große bzw. sehr große Probleme bereitete.

Sozialer Ausgleich

Für Meusburger und Staubmann ergeben sich aus den Studiendaten spannende Blickwinkel auf die gesellschaftspolitische Bedeutung des zweiten Bildungsweges. Denn die Möglichkeit eines Studiums ohne Matura schafft sozialen Ausgleich, da viele Betroffene aus bildungsferneren Schichten kommen. „Diese sind an den Universitäten unterrepräsentiert, was den politischen Absichten widerspricht“, so Staubmann.

Betrachtet man den Bildungsstand der Eltern aller Befragten, so haben lediglich neun Prozent Matura (sonst 18 Prozent aller 2008/09 Inskribierten); einen akademischen Abschluss haben fünf Prozent der Mütter bzw. zwölf Prozent der Väter (sonst 24 bzw. 25 Prozent).

Grundsätzlich war der Großteil der Befragten zufrieden mit seiner Bildungsentscheidung. Über 90 Prozent votierten für sehr zufrieden bzw. zufrieden, fast 80 Prozent erwarteten sich durch ein Studium positive Entwicklungen in ihrem beruflichen Leben. Dennoch wurde oder wird der eingeschlagene Bildungsweg als steinig empfunden – „leicht“ fanden ihn nur knappe zehn Prozent.

birgita.juen@inode.at ■

WEITERE INFORMATIONEN
Referat Studienberechtigungsprüfungen
Tel. 0 512/507-20 66. www.erwachsenenbildung.at/bildungsinfo/zweiter_bildungsweg – Studie: www.uibk.ac.at/iup/verlagsverzeichnis/soziologie.html

ZUR PERSON



HELMUT STAUBMANN

Univ.-Prof. Dr. Helmut Staubmann leitet das Institut für Soziologie der Uni und ist seit 2010 Professor für „Soziologische Theorie und Kulturosoziologie“. Staubmann ist gebürtiger Steirer (geboren 1956), studierte in Wien Soziologie und absolvierte ein Post-Graduate-Studium am Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung (IHS). Als Erwin-Schrödinger- bzw. APART-Stipendiat arbeitete er unter anderem an den Universitäten von Kalifornien, Chicago und Stanford. 1995 erhielt er den Kardinal-Innitzer-Förderungspreis.

ZUR PERSON



KATHARINA M. MEUSBURGER

Mag. Katharina M. Meusburger ist Projektmitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Innsbruck und Lektorin für Methoden der empirischen Sozialforschung. 1982 in Bregenz geboren, maturierte sie 2002 als Externe am Linzer BRG für Berufstätige. In Linz studierte sie auch Soziologie und war seither an wissenschaftlichen Projekten der soziologischen Institute in Linz und Innsbruck beteiligt. Derzeit arbeitet sie an einer Onlinebefragung zu den beruflichen Einstiegsbarrieren von AbsolventInnen der Universität Innsbruck.

Sprachverfall durch das Internet?



Den Auswirkungen von Online-Kommunikation auf die deutsche Sprache geht die Wissenschaftlerin Heike Ortner vom Institut für Germanistik der Universität Innsbruck auf den Grund. Und räumt mit Vorurteilen auf.

Defizite in der deutschen Sprache scheinen gerade bei Jugendlichen stark zuzunehmen. „Schuldige“ sind schnell gefunden: Das Internet bzw. soziale Netzwerke werden häufig für sprachliche Mängel verantwortlich gemacht.

Historisch betrachtet war die Verwendung des Internets zunächst elitären Kreisen im universitären Bereich vorbehalten. Erst ab der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre waren immer breitere Bevölkerungsschichten „online“ und das Internet entwickelte sich zu einem Massenphänomen. Durch die beinahe flächendeckende Verwendung kristallisierten sich nach und nach Merkmale der Online-Kommunikation heraus. Die Nachahmung von mündlichem Sprechen steht hier im Vordergrund: Spuren des Mündlichen in der syntaktischen Struktur bzw. dialektale Färbungen sind typische Eigenschaften der Schriftsprache in Online-Zusammenhängen. Wei-

te Verbreitung haben natürlich auch Emoticons, meist in Form verschiedener Smileys, oder Interjektionen, wie „äh“, „hä“, „br“, „oida“ gefunden, um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

Online-Kommunikation wird von vielen in erster Linie mit sozialen Netzwerken assoziiert, die momentan in aller Munde sind und geradezu einen Boom erleben: Allein bei Facebook sind gegenwärtig knapp 2,4 Millionen Österreicherinnen und Österreicher registriert (Stand: 20. März 2011). Bei einer solch massenhaften Verwendung und angesichts der typischen Merkmale der Schriftsprache bleibt die Frage: Haben Facebook, Twitter und Co. Auswirkungen auf die Entwicklung der deutschen Sprache? Heike Ortner, Universitätsassistentin am Institut für Germanistik an der Universität Innsbruck, setzt sich seit Jahren in ihrer Forschung mit Merkmalen der Online-Kommunikation auseinander und betont: „In dieser Hinsicht haben sich in den letzten Jahren hartnäckige Vorurteile etabliert, die meist jeder Grundlage entbehren.“ Die deutsche Sprache sei in Gefahr, die Rede ist von Sprachverfall und einer „Verlotterung“ des Deutschen – schuld daran sei das Internet.

Bildungssystem am Zug

Da besonders für Kinder und Jugendliche die Verwendung des Internets eine große Bedeutung hat und ein fixer Bestandteil des Alltags ist, wird die Sprachkompetenz der nachfolgenden Generation als besonders gefährdet angesehen. Meist wird die Ursache in sozialen Netzwerken gesucht, da hier korrekte Rechtschreibung und Grammatik in den Hintergrund gedrängt werden. Durch negative Ergebnisse der so genannten PISA-Studien gibt es vonseiten der Lehrerinnen und Lehrer immer wieder Aufschreie hinsichtlich der Mängel in der schriftlichen Verwendung der eigenen Muttersprache. Dem Bildungssystem kommt laut Ortner hier auch eine ganz wesentliche Rolle zu.

Kommunikationsvielfalt

Bestimmte Situationen machen einen gewissen Sprachgebrauch erforderlich, in diesem Sinne gilt es, vielseitige Kommunikationszusammenhänge und damit auch

unterschiedliche Textsorten zu berücksichtigen. „Darauf muss früh genug hingewiesen werden“, betont Ortner. Die Gefahr sei also nicht im Verfall der deutschen Sprache zu sehen, sondern vielmehr in der Tatsache, dass Jugendliche Kommunikationssituationen nicht auseinander halten können. „Ein echter Mangel liegt dann vor, wenn Schülerinnen und Schüler nicht mehr unterscheiden können, ob sie einen

«Klagen über den Verfall der Sprache sind wesentlich älter als die Online-Kommunikation.»

Heike Ortner

Aufsatz schreiben oder eine Statusmeldung auf Facebook abgeben. Das gibt Anlass zur Sorge“, verdeutlicht die Wissenschaftlerin. Daher müssten gerade junge Menschen genauer über die modernen Kommunikationsformen informiert werden, damit sie sich über Funktionen, Wirkungsweise und Auswirkungen im Klaren sind. In diesem Zusammenhang sollten allerdings keineswegs nur Lehrerinnen und Lehrer in die Pflicht genommen werden, über die Wichtigkeit dieses Aspekts der Sprache sollte gesamtgesellschaftlicher Konsens herrschen.

Ob die Online-Kommunikation negativen oder positiven Einfluss auf die Entwicklung der deutschen

Sprache hat, ist nicht eindeutig festzustellen. „Wissenschaftlich fundierte allgemeine Aussagen können hier nicht getroffen werden, da Sprache viel zu lebendig und wandelbar ist und gerade im Internet sehr viele unterschiedliche Formen annimmt“, erklärt Ortner die Herausforderung. Mängel in der Sprachkompetenz will die Germanistin damit allerdings nicht in Abrede stellen: „Natürlich sind Defizite vorhanden, sie sind vergleichsweise aber nicht schlimmer geworden.“ Ganz im Gegenteil lasse sich sogar ein Trend in Richtung folgerichtiger Argumentation und normgerechten Schreibens beobachten. „Woran sich die Menschen nach wie vor stoßen, sind sinnentstellende Falschreibungen und schlechter Aufbau. Mit Usern, die fehlerhaft schreiben, wird mitunter sehr hart ins Gericht gegangen, sie verlieren ihre Glaubwürdigkeit.“

Neuer Übeltäter

Dass gutes und richtiges Deutsch in Online-Zusammenhängen keine Rolle mehr spielt, sei also schlicht falsch, ist die Wissenschaftlerin überzeugt. „Ich sehe die Sache relativ entspannt, denn Klagen über den Verfall der deutschen Sprache sind wesentlich älter als die Online-Kommunikation. Früher war das Fernsehen der Übeltäter, heute das Internet“, schildert Ortner.

melanie.bartos@uibk.ac.at

ZUR PERSON



HEIKE ORTNER

Heike Ortner schloss ihr Studium der Deutschen Philologie und Angewandten Sprachwissenschaft 2004 an der Universität Graz ab. Neben ihrer Tätigkeit als selbstständige Lektorin ist die Forscherin seit 2007 als wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. als Universitätsassistentin am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck tätig (Fachbereich Linguistische Medien- und Kommunikationswissenschaft). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medienlinguistik in den Bereichen Sprache im Web und Online-Kommunikation sowie Text- und Emotionslinguistik.



Die Verwendung des Internets spielt bereits in frühen Jahren eine wichtige Rolle.

Fotos: Shutterstock, Eva Fessler, istockphoto.com

Archaea oder die Liebe zum Extremen

Archaea sind fast überall, aber kaum jemand weiß von ihnen: Der Mikrobiologe Paul Illmer stellt die kleinen, äußerst bedeutsamen Organismen vor.

Manche mögen es heiß, manche kalt, manche salzig, manche sauer. Luft benötigen nur wenige von ihnen und im Labor sind Archaea sehr schwer zu kultivieren.

Archaea wurden lange Zeit zu den Bakterien gezählt. Seit den 1990er-Jahren bilden sie neben Bakterien und den so genannten Eukaryoten, zu denen unter anderem Menschen, Tiere und

Pflanzen zählen, eine eigenständige und damit dritte Domäne unter den Lebewesen. „Rein genetisch betrachtet sind Mensch und Regenwurm näher verwandt als Archaea und Bacteria, obwohl Letztere oft nicht einmal im Mikroskop zu unterscheiden sind“, verdeutlicht ao. Univ.-Prof. Paul Illmer vom Institut für Mikrobiologie die Position der Archaea innerhalb der Lebewesen. Bei den Archaea handelt es sich um äußerst diverse, einzellige Mikroorganismen, die häufig in extremen Umgebungen wie zum Beispiel

in Salzwüsten, vulkanischen Gebieten, Gletschergebieten, aber auch im Pansen von Kühen oder ganz alltäglichen Habitaten wie dem Boden leben. „Man findet sie nahezu überall, dennoch sind sie noch wenig erforscht“, sagt Illmer. Er widmet sich den relativ unbekanntem Mikroorganismen schon seit mehreren Jahren und seine Arbeitsgruppe zählt – wie er nicht ohne Stolz erwähnt – zu den wenigen in Österreich, die imstande sind, Archaea im Labor zu kultivieren. „Kulturen von Archaea müssen oft einen Monat

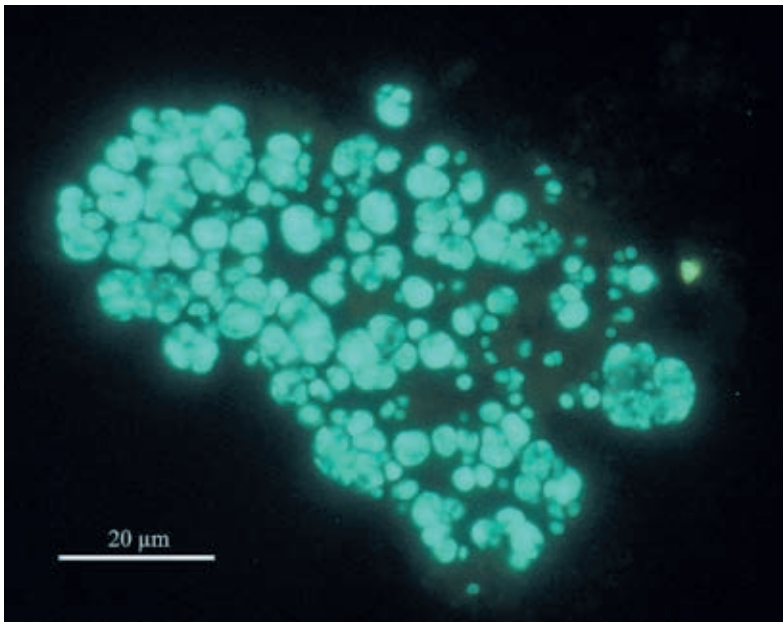
oder länger heranwachsen und entwickeln sich damit viel langsamer als die meisten anderen Mikroorganismen“, nennt er einen Grund, wieso viele KollegInnen vor der Untersuchung dieser Organismen zurückschrecken.

Methanproduzenten

Zu den Spezialgebieten der Innsbrucker Mikrobiologen rund um Paul Illmer zählen die methanogenen Archaea. Diese sind in der Lage, aus organischen Substanzen oder Kohlendioxid Methan zu erzeugen. Sie sind somit



Archaea werden oft dort gefunden, wo andere Lebewesen nicht mehr überleben können, u. a. in terrestrischen und marinen Vulkangebieten.



Methanogene Archaea werden durch ein spezielles Verfahren zum Leuchten gebracht und sind so unter dem Mikroskop von Bakterien unterscheidbar.

essentiell für die Biogaserzeugung, die in großen Gärbehältern, so genannten Fermentern, erfolgt. Dort wird zum Beispiel homogener Bioabfall hineingepresst und Mikroorganismen setzen im Fermenter einen Vergärungsprozess in Gang, bei dem brennbares Methanogas entsteht. Diesen Prozess konnte Illmer im Rahmen einer Studie in Zusammenarbeit mit der Biogasanlage in Roppen genau untersuchen. „Bei solchen Anlagen kam und kommt es immer wieder zu unerklärlichen Störungen des Gärprozesses. Auch in Roppen war das der Fall, aber keiner konnte genau sagen warum“, erklärt Illmer den Ausgangspunkt der Studie. Sein Forschungsteam

konnte starke Schwankungen in der mikrobiellen Zusammensetzung nachweisen und diese auf saisonal geänderte Substratzusammensetzungen zurückführen. Um dies experimentell untersuchen zu können, erzeugten die Wissenschaftler in Laborreaktoren die gleichen Zustände wie im Fermenter. „Wir haben in unserem Labor-Fermenter zunächst künstlich Störungen herbeigeführt. Dann haben wir ihn durch gezielte Beimpfung mit speziellen, von uns adaptierten Archaea-Kulturen wieder erstaunlich schnell in Gang setzen können“, beschreibt Illmer. Eine Methode, die auch in Großanlagen zu Abhilfe bei Störungen sowie zu einer wesentlichen Verbesserung des Gasertrages führen kann.

Neben der positiven Rolle der Archaea bei der Biogasproduktion spielen diese Organismen aber auch in anderen Bereichen eine wichtige, allerdings problematischere Rolle.

Klimafaktor

In Permafrostböden sind jede Menge organische Substanzen wie beispielsweise abgestorbenes Pflanzenmaterial eingeschlossen. Wenn diese Böden durch die zunehmende Erwärmung auftauen, beginnen Verrottungsprozesse. Überall dort, wo methanogene Archaea vorhanden sind, Sauerstoff jedoch fehlt, wird Methan freigesetzt, das als Treibhausgas über zwanzig Mal so stark wie Kohlendioxid wirkt. „Wenn man



Verschiedene Anaerobier-Kulturen, wie sie von der Arbeitsgruppe um Paul Illmer kultiviert werden.

Fotos: istockphoto.com, Paul Illmer

bedenkt, dass alleine die Permafrostgebiete in Sibirien eine Fläche einnehmen, die größer als die USA ist, kann man sich ansatzweise vorstellen, welches Methan-Potenzial darin steckt. Die gleichen Phänomene treten in unseren Breiten im Hochgebirge auf“, erläutert Illmer. Gelangt das Methan in die Atmosphäre, beschleunigt es wiederum den globalen Erwärmungsprozess.

Methan-Potenzial ist aber auch auf Tiroler Almwiesen vorhanden, wie Illmer basierend auf einer weiteren aktuellen Untersuchung zu berichten weiß. Im Rahmen eines Projekts im Stubaital haben die Mikrobiologen erforscht, wie sich die Aktivität von Archaea in Abhängigkeit von der Bewirtschaftung verändert: Sie konnten beobachten, dass auf Brachland nahezu kein Methan erzeugt wird. Wenn hingegen Kühe eine Almwiese beweideten, dann bringen diese durch ihren Dung methanproduzierende Archaea in den Boden ein – und zwar umso mehr, je stärker die Beweidung ist. „Wie hoch das Methanpotenzial in Böden sein kann, haben wir unter Laborbedingungen gemessen und sind hochgerechnet auf über 1 Million Liter Methan pro Hektar und Woche gekommen“, sagt Illmer. Dabei handle es sich zwar nur um ein theoretisches Potenzial, wie er betont, das Ergebnis sei aber doch eine beachtenswerte Menge. Der unkontrollierten und unerwünschten Methanproduktion in Böden könne aber wieder-

um auf mikrobiologischem Weg entgegengewirkt werden. „Es gibt auch Mikroorganismen, die methanotroph sind, also das von Archaea gebildete Methan gleich wieder verstoffwechseln“, skizziert Illmer seine aktuellsten Ansätze. „Diesbezüglich ist die Forschung aber erst am Anfang.“

eva.fessler@uibk.ac.at ■

Frühe Erdenbewohner

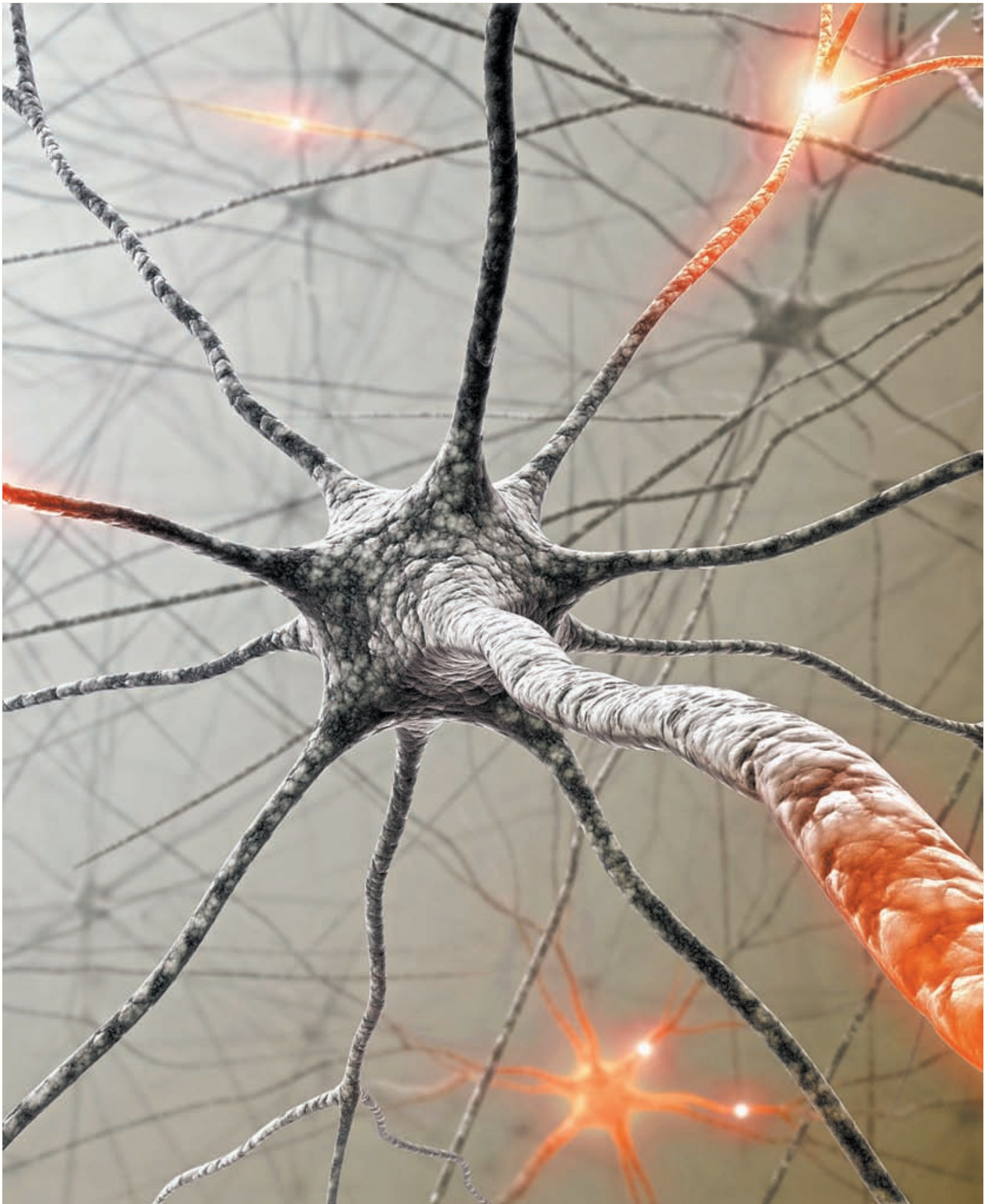
Entdeckt wurden die Archaea Ende der 1970er-Jahre von US-amerikanischen Mikrobiologen. Ihren Namen verdanken sie dem altgriechischen Wort „archaios“, das „uralt“ oder „ursprünglich“ bedeutet. Sie wurden früher Urbakterien genannt, weil die Bedingungen, unter denen sie leben, jenen ähneln könnten, die zu Beginn des Lebens auf der Erde vorherrschten. Unter allen bekannten Arten ist bislang keine einzige für Mensch, Tier oder Pflanze pathogene Art gefunden worden.

ZUR PERSON



PAUL ILLMER

Paul Illmer, geboren 1964 in Innsbruck, studierte an der Uni Innsbruck Mikrobiologie. 1992 promovierte er zum Doktor der Naturwissenschaften, 2001 habilitierte er sich für das Fach Mikrobiologie. Er beschäftigt sich mit der Physiologie von aeroben und anaeroben (Boden-)Mikroorganismen und deren biotechnologischen Anwendungen. Darüber hinaus engagiert er sich in Lehre und Selbstverwaltung der Uni und ist derzeit Leiter des Instituts für Mikrobiologie.



Die Mechanismen, die zum Absterben von Nervenzellen führen, versuchen Innsbrucker Forscher zu klären.

Foto: Shutterstock

Signalwege in Zellen beeinflussen

Unter der Leitung von Univ.-Prof. Jörg Striessnig wird in einem neuen Spezialforschungsbereich an der Universität Innsbruck versucht, molekulare Mechanismen von neurodegenerativen Erkrankungen zu entschlüsseln.

Innsbrucker Forscher untersuchen mit Kollegen in Salzburg und Ulm, welche Rolle Kalziumionenkanäle bei der Entstehung von Parkinson spielen.

Parkinson, Alzheimer und andere Demenzerkrankungen nehmen angesichts der höheren Lebenserwartung der Bevölkerung stetig zu. Ein Problem, das Forscher weltweit beschäftigt. Sie versuchen, jene Mechanismen zu klären, die diese Erkrankungen auslösen, sowie mögliche Therapien dagegen zu finden. Denn noch immer werfen die Krankheitsursachen viele Fragen auf und aktuelle Behandlungsmöglichkeiten sind oft nicht zufriedenstellend.

Kompetenzen bündeln

Wissenschaftler der Universität Innsbruck gehören international zu den führenden Forschern auf diesem Gebiet. Sie haben sich nun mit Kollegen der Medizinischen Universität Innsbruck, der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität in Salzburg und der Universität Ulm in Deutschland zusammengeschlossen, um möglichst viele Kompetenzen bündeln zu können. Die Bedeutung dieses neuen Spezialforschungsbereichs (SFB) wird auch durch die Tatsache unterstrichen, dass der Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung diesen finanziell unterstützt. Erst unlängst wurden dafür die Mittel nach Evaluation durch ein internationales Expertenteam für vier Jahre bewilligt.

„Schwerpunkt dieser Kooperation ist die Erforschung bestimmter zellulärer Signalwege wie etwa

von Kalziumkanälen in der Zellmembran, welche wichtige Regulative auch in den Nervenzellen des Gehirns darstellen“, schildert Univ.-Prof. Jörg Striessnig vom Institut für Pharmazie und Centrum für Molekulare Biowissenschaften sowie Sprecher des Spezialforschungsbereichs. „Kalziumsignale sind wichtig für die Funktion von Nervenzellen, können aber auch zu Krankheitsprozessen des Gehirns beitragen“, schildert Striessnig den Ausgangspunkt der gemeinsamen Forschungsarbeit. „Es gibt Hinweise, dass bestimmte Nervenzellen im Gehirn, die bei der Parkinson-Erkrankung bevorzugt absterben, solche Kalziumsignale langfristig schlechter tolerieren.“ Ob eine medikamentöse Hemmung dieser Kalziumkanäle die Nervenzellen vor dem Zelltod schützen kann, soll in dem Spezialforschungsbereich untersucht werden. Erste Hinweise dafür kommen von Patienten mit hohem Blutdruck, die bestimmte Blutdrucksenker einnehmen, die solche Kalziumkanäle hemmen. Diese Patienten haben anscheinend ein etwas geringeres Risiko, an Parkinson zu erkranken. „Wir wollen nun untersuchen, ob ein bestimmter Subtyp dieser Kalziumkanäle als Angriffspunkt für neue Arzneistoffe dienen könnte“, erläutert der Wissenschaftler.

Eine weitere Frage, der die Forscher nachgehen, ist, ob die Kalziumkanäle auch an Reparaturmechanismen im Gehirn beteiligt sind und wenn ja, wie diese in der Therapie genutzt werden können. Ein zusätzlicher Aspekt betrifft Veränderungen der Aktivität bestimmter Gene mit wichtiger regulierender Bedeutung

für Nervenzellen. Auch dies kann einen Einfluss auf die Entstehung neurodegenerativer Erkrankungen haben.

Weitere Projekte

Die Fragestellungen, mit denen sich der Spezialforschungsbereich befasst, sind außerdem Anknüpfungspunkt für weitere wissenschaftliche Initiativen: Dank der Unterstützung durch die Rektorate der Uni Innsbruck und der Medizin-Uni Innsbruck können zwei neue Arbeitsgruppen zur Etablierung neuer neurowissenschaftlicher Methoden aufgebaut werden. Der SFB arbeitet eng mit den ebenfalls vom FWF geförderten Innsbrucker Doktorandenprogrammen SPIN und MCBO zusammen. In diesen werden die im SFB forschenden DoktorandInnen auf hohem Niveau ausgebildet. christa.hofer@tt.com ■



«Durch die Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen unserer Partner-Universitäten können wir alle Kompetenzen bündeln.»

Jörg Striessnig

Foto: Uni Innsbruck

Kooperation mehrerer Unis

Neben Univ.-Prof. Jörg Striessnig sind an der Forschungskoope-ration noch folgende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt: Univ.-Prof. Gregor Karl Wenning als stellvertretender Sprecher des SFB (Medizinische Uni Innsbruck), Univ.-Prof. Ludwig Aigner (Paracelsus Medizinische Privatuni Salzburg), Univ.-Prof. Bernhard E. Flucher (Medizinische Uni Innsbruck), Univ.-Prof. Christian Humpel (Medizinische Uni Innsbruck), Univ.-Prof. Alexander Hüttenhofer (Medizinische Uni Innsbruck),

Univ.-Prof. Birgit Liss (Universität Ulm), Univ.-Prof. Alexandra Lusser (Medizinische Uni Innsbruck) und Univ.-Prof. Nicolas Singewald (Uni Innsbruck). Das Projekt wird vom Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung (FWF) vorerst vier Jahre lang unterstützt – mit der Option auf Verlängerung nach einem Prüfverfahren. Allein an den beiden beteiligten Unis in Innsbruck entstehen durch den Sonderforschungsbereich ca. 15 neue Arbeitsplätze. Finanzielle Mittel kommen auch von den Rektoraten der Universität Innsbruck und der Medizinischen Universität Innsbruck sowie der Zukunftsstiftung Tirol.

Auszeichnung für Klimaforscher

Anfang April wurde Dr. Thomas Mölg vom Institut für Meteorologie und Geophysik mit dem „Outstanding Young Scientist Award“ des europäischen Verbands der Geo- und Atmosphärenwissenschaftler (EGU) ausgezeichnet. Dieser zählt weltweit zu den größten und bedeutendsten Vereinigungen für geophysikalische Wissenschaften; der Preis wurde im Rahmen der jährlichen EGU-Hauptversammlung vergeben, bei der sich jedes Jahr mehr als 9000 Wissenschaftler treffen und austauschen.



Thomas Mölg ist bester europäischer Jungwissenschaftler auf seinem Gebiet.

Foto: Uni Innsbruck

Hochschulpreis der Sparkasse

Am 4. März wurde der mit insgesamt 8000 Euro dotierte Graf-Chotek-Hochschulpreis der Tiroler Sparkasse vergeben. Hans-Peter Ster, Absolvent an der Fakultät für Volkswirtschaft und Statistik der Universität Innsbruck, erhielt einen der Hauptpreise. Im Rahmen seiner ausgezeichneten Diplomarbeit widmete er sich dem Thema „Einfluss der Lärmbelastung auf Liegenschaftswerte“. Im empirischen Teil seiner Arbeit konzentrierte er sich auf die Lärmsituation in Gemeinden des Tiroler Unterinntales. Dabei stellte er fest, dass Preisdifferenzen zwischen lauten und leisen Liegenschaften mitunter beträchtlich sein können und sowohl individuelle als auch volkswirtschaftliche Entscheidungen beeinflussen.

Institut fördert Neulateinische Studien

Am 1. März wurde das an der Universität Innsbruck beheimatete neue Ludwig-Boltzmann-Institut (LBI) für Neulateinische Studien feierlich eröffnet. Durch seine Errichtung wird ein bereits seit vielen Jahren etablierter Forschungsbereich weiter gestärkt.

Die Anzahl der überlieferten Texte der neulateinischen Literatur übersteigt jene der Antike bei Weitem – allein in Tirol wurden bislang rund 7000 Texte von 2000 Autoren erfasst. „Ohne neulateinische Literatur gäbe es das heutige Europa in dieser Form nicht“, ist das Forscherteam um PD Dr. Stefan Tilg, Leiter des neuen LBI, überzeugt. Das durch die renommierte Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft errichtete Institut wird sich der Erforschung des bisher noch kaum erschlossenen Gebiets der neulateinischen Literatur seit der Renaissance widmen. Das derzeit im Aufbau befindliche Institut wird künftig 14 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigen.



Stefan Tilg mit Claudia Lingner von der Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft und Rektor Karlheinz Töchterle.

Foto: Universität Innsbruck



LR Bernhard Tilg, der an der Preisverleihung teilnahm, mit dem Preisträger Niklas Sonntag.

Foto: Uni Innsbruck

Vorab-Test für Gesetze

Für seine Doktorarbeit zum Thema „Präventive Normenkontrolle in Österreich und Europa“ erhielt der Tiroler Rechtswissenschaftler Niklas Sonntag unlängst den Nachwuchswissenschaftspreis des in Innsbruck ansässigen Instituts für Föderalismus. Die ausgezeichnete Arbeit betrachtet die Möglichkeiten einer Gesetzesprüfung vor der Kundmachung, um so mögliche Verfassungswidrigkeiten oder Mängel rechtzeitig abfangen zu können. Niklas Sonntag beleuchtet mit seiner Forschungsarbeit eine bislang in der Rechtswissenschaft nur wenig beachtete Thematik.



Sechs Sub-Auspiciis-Promotionen an der Uni

Am 10. März wurden sechs Doktorandinnen und Doktoranden der Universität Innsbruck im Beisein von Bundespräsident Heinz Fischer feierlich promoviert. Sie haben die oberen Klassen der Mittelschule, die Matura, ihr Studium sowie das Doktoratsstudium mit sehr gutem Erfolg beziehungsweise mit Auszeichnung abgeschlossen. Die so genannte Promotio sub auspiciis Praesidentis rei publicae ist die höchstmögliche Auszeichnung von Studienleistungen in Österreich. Im Bild von links: Die Sub-Auspiciis-DoktorInnen Dr. Karin Peter, Dr. Martin Gächter, Dr. Gerhard Kirchmair und Dr. Katharina Zipser, Bundespräsident Heinz Fischer, Rektor Karlheinz Töchterle, Dr. Julia Hautz (Sub-Auspiciis-Doktorin), Landtagspräsident Herwig van Staa, Landesrat Bernhard Tilg, Dr. Julian King (Sub-Auspiciis-Doktor) und Bürgermeisterin Christine Oppitz-Plörer.

Foto: Uni Innsbruck

Preis des Fürstentums Liechtenstein verliehen

Im Rahmen eines Festaktes wurden am 31. März die mit jeweils 4000 Euro dotierten Preise des Fürstentums Liechtenstein für wissenschaftliche Forschung vergeben.

Prämiert wurden die Arbeiten von Ass.-Prof. Priv.-Doz. Mag. Dr. Michael Bahn und Mag. Dr. Klaus Amann von der Uni Innsbruck sowie von Mag.^a Nina Clementi PhD vom Biozentrum der Medizinischen Universität Innsbruck. Regierungsrat Hugo Quaderer überbrachte die Gratulationen der liechtensteinischen Regierung und überreichte die Auszeichnungen an die PreisträgerInnen. „Der Preis ist ein freundschaftliches Zeichen der guten Zusammenarbeit zwischen den Innsbrucker Universitäten und dem Fürstentum Liechtenstein“, betonte Quaderer in seiner Ansprache.



Regierungsrat Hugo Quaderer mit den PreisträgerInnen Klaus Amann, Nina Clementi und Michael Bahn.

Foto: Uni Innsbruck

Treffen der GVÖ an der Uni

Fast 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer fanden sich am 4. März in der Aula der Universität Innsbruck ein, um sich der Frage „Die GmbH & Co KG nach OGH Ob 225/07p – eine Kapitalgesellschaft?“ zu widmen. Eingeladen hatte die im vergangenen Jahr gegründete Gesellschaftsrechtliche Vereinigung Österreichs (GVÖ) unter der Präsidentschaft von Prof. Ulrich Torggler vom Institut für Unternehmens- und Steuerrecht der Universität Innsbruck.



IT-Firmengründer brauchen Infos, die Uni bietet sie. Foto: Shutterstock

IT-Start-up-Camp für Gründer

Informationen, Austauschmöglichkeiten und Beratung für Studierende und Forschende, die ein IT-Unternehmen gründen möchten, bieten künftig das Institut für Informatik und das Semantic Technology Institute Innsbruck (STI): Im Rahmen des kürzlich initiierten Veranstaltungsformats IT-Start-up-Camp stehen in regelmäßigen Abständen IT-Unternehmen, unterstützende Organisationen und die Universität Innsbruck ambitionierten Gründerinnen und Gründern im IT-Bereich bei der Verwirklichung ihrer Visionen und Ideen zur Seite. Info: <http://www.sti-innsbruck.at/startupcamp/>

veranstaltungstipps

25. April, 14 bis 17 Uhr

Ostermontagfest im Botanischen Garten

Bei Führungen durch den botanischen Garten erfahren die BesucherInnen Interessantes und Spannendes aus der Welt der Biologie. Ort: Botanischer Garten, Sternwartestraße 45

3. Mai, 9 bis 16.30 Uhr

Dies Academicus zum Thema solidaritätsstiftende Kirche

Die Theologische Fakultät organisiert gemeinsam mit der Diözese Innsbruck Vorträge und Workshops, bei denen das Zukunftspotenzial der Kirche reflektiert werden soll. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen. Ort: Kaiser-Leopold-Saal an der Theologischen Fakultät, Karl-Rahner-Platz 1

5. Mai, 19 Uhr

Vortrag: Prostituierte im Dritten Reich.

Eva Pfanzelter-Sausgruber referiert im Rahmen der Sonderausstellung „Hetären. Blicke“ über die vergessenen „asozialen“ Opfer des Nationalsozialismus Ort: Archäologisches Museum Innsbruck, Langer Weg 11, Innsbruck

5. Mai, 18.30 Uhr

Ausstellung: DIGITAL ART –

eine Reise durch Bits und Bytes

Im Rahmen der Ausstellung DIGITAL ART wird der Computerpainter DIPEGO DigitalArt-Works einige seiner künstlerisch bearbeiteten Computerbilder präsentieren. Öffnungszeiten: 6. Mai, 10 bis 18 Uhr, 7. Mai, 10 bis 16 Uhr. Ort: ICT-Gebäude, Technikerstraße 21a, Innsbruck

12. Mai, 20 Uhr

Theaterpremiere: Lysistrata

Komödie des Aristophanes gezeigt vom Theater praesent; Ort: Archäologisches Museum Innsbruck, Langer Weg 11, Innsbruck. Info: <http://archaeologiemuseum.uibk.ac.at>

16. Mai, 9 bis 11 Uhr

Montagsfrühstück: Entblößung des Selbst im Netz

Montagsfrühstück mit Sabine Gruber, Schriftstellerin, und Thomas Schröder, Medienwissenschaftler an der Universität Innsbruck; es moderiert Martin Fritz. Ort: Literaturhaus am Inn, Josef-Hirn-Straße 5, 10. Stock

20. Mai, ab 17 Uhr

Infoveranstaltung: Bauen wir gemeinsam!

Informationsveranstaltung der Baufakultät mit anschließendem Campusfest. Geboten werden

Kurzpräsentationen rund um Studium und Forschung an der Fakultät für Bauingenieurwissenschaften. – Auch für angehende Studierende interessant! Ort: Großer Hörsaal am Technikcampus, Technikerstraße 13

24. Mai, 19 Uhr

Buchpräsentation im Italienzentrum: „Ein Sommer aus Stahl“

Die Italienische Autorin Silvia Avallone schreibt in ihrem Debütroman die ergreifende Geschichte zweier italienischer Mädchen aus dem kleinen Küstenort Piombino. Ort: Claudia-saal, Herzog-Friedrich-Straße 3/II

27. bis 28. Mai, jeweils ab 9 Uhr

Passivhaus-Fachausstellung 2011

Im Rahmen der von der Universität Innsbruck mitorganisierten 15. Internationalen Passivhaustagung findet eine frei zugängliche Ausstellung statt, bei der intelligente Lösungen für Neu- und Altbauten gezeigt werden. Öffnungszeiten: 27. Mai bis 19 Uhr, 28. Mai bis 17 Uhr. Ort: Congress Innsbruck

7. Juni, 20 Uhr

„Mehr Kacheln!“ – Solopro-

gramm von Frank Klötgen

Auf Einladung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät kommt der deutsche Slampoet und Musiker Frank Klötgen nach Innsbruck. Die Veranstaltung am 7. Juni bildet den Auftakt zu mehreren Veranstaltungen mit ihm; Info: <http://www.uibk.ac.at/writer-in-residence/> Ort: Die Bäckerei in der Dreiheiligenstraße 21a, Innsbruck

9. Juni, ab 15 Uhr

10 Jahre Informatik

Mit einem Festakt, mehreren Vorträgen und einer Studierendenparty begeht die Universität Innsbruck das runde Jubiläum. Ort: ICT-Gebäude, Technikerstraße 21a; Informationen unter: zehnjahreinformatik@uibk.ac.at

10. bis 16. Juli

Uni Camp 2011: „Aufbruch in neue Welten“

Das Uni Camp bietet auch heuer wieder Jugendlichen zwischen 16 und 19 Jahren die Gelegenheit, an die Universität Innsbruck zu kommen! Eine Woche können sie mit WissenschaftlerInnen der Architektur, Astrophysik, Biologie und Informatik in neue Welten aufbrechen. Anmeldung bis 26. Juni unter: <http://jungeuni.uibk.ac.at/unicamp>

Mi, 20. April 2011



In Südspanien simulieren Weltraumforscher aus 10 Nationen eine bemannte Mars-Expedition. Besuchen Sie das Missionskontrollzentrum in Innsbruck und erleben Sie hautnah die „Mars“ Mission. Abends entführen wir Sie - mit einem Multimedia Vortrag - auf einen Marsflug & zeigen Ihnen wie ein Einsatz am Mars simuliert wird.

13:00 - 17:00 Uhr: Offene Türen im Missionskontrollzentrum Innsbruck (Sillufer 3a, beim Roten Kreuz)

ab 19:00 Uhr: Multimedia-Vortrag mit Live-Schaltung nach Rio Tinto in der Wagnerischen Thalia Buchhandlung (Innsbruck, Museumstraße 4)

Eintritt frei!

Rio Tinto Mars Simulation



www.facebook.com/spaceforum



www.twitter.com/owwf

